

John M. Steane, *The Archaeology of Power. England and Northern Europe AD 800–1600* (Stroud/Charleston 2001). ISBN 0-7524-1933-1. 288 Seiten, 120 s/w-Abbildungen, 31 Farbababbildungen. Gebunden £ 37,50; Paperback £ 25,-.

John Steane ist in der englischen Mittelalter-Archäologie ein eingeführter Name, der für instruktive wie qualitätvolle Überblickswerke steht. *The Archaeology of Medieval England and Wales* (1984) und *The Archaeology of the Medieval English Monarchy* (1993, 1999) sind inzwischen auch diesseits des Kanals weithin bekannt. Wer nun hinter Steanes jüngster Monographie *The Archaeology of Power* ein *remake* seines Klassikers über die Archäologie des englischen Königums vermutet, sieht sich so gleich im besten Sinn enttäuscht, denn der Autor erweitert in doppelter Hinsicht die Perspektive. Zum einen wird für ihn *power* – meist mit „Herrschaft“ zu übersetzen – nicht nur von Seiten des Königs, sondern gleichermaßen durch die Kirche und durch Städte und ihre jeweiligen Institutionen ausgeübt. Zum zweiten ist die Untersuchung dieses Mal nicht auf England begrenzt, sondern es rückt eine „nord“ europäische Dimension ins Blickfeld.

Steane wendet sich mit seinem Buch nicht nur an den Fachmann, sondern auch an den etwas weniger mit dem Mittelalter Vertrauten. Er schlägt damit jene Brücke zwischen gehaltvollem Fachbuch und Leserfreundlichkeit, die für die englischsprachige Wissenschaft ein Markenzeichen ist – für Steane ist sie zeitlebens Anspruch, hat er doch früher zunächst als Direktor einer Grammar School in Northamptonshire und zuletzt als Tutor im Department of Continuing Education an der Oxford University gewirkt. Daher stellt er seiner Arbeit ein erstes Kapitel voran, in dem er in das europäische Mittelalter allgemein einführt. Und schon hier wird deutlich, dass Steane ein sehr westeuropäisches *concept of Europe* verfolgt: Es ist bestimmt von den antiken Wurzeln und dem Ideal eines fortlebenden römischen Reiches; unter den Schlägen der Wikinger, Ungarn und des Islam sei daraus die Idee „Europa“ entstanden, definiert durch ein gemeinsames ritterliches Wertesystem, den Feudalismus und das (katholische) Christentum. Dieses Konzept, das den Kernraum Europas im Westen des Kontinents und in Karl dem Großen eine Art Gründungsvater sieht, ist noch immer weit verbreitet (vgl. z. B. den Ausstellungsverbund „Charlemagne. The Making of Europe“ der Museen Paderborn, Barcelona, Brescia, Split und York in den Jahren 1999/2001). Doch mit dem Ende des Kalten Krieges und der EU-Osterweiterung sind inzwischen auch konkurrierende Europa-Konzepte entstanden: Sie betonen den friedlichen Kontakt und Austausch statt der militärischen Auseinandersetzung und schließen auch den skandinavischen Norden, Balten und Slawen in die Idee vom mittelalterlichen Europa ein (vgl. z. B. Wiczorek/Hinz 2000/2002 oder das Projekt „Culture Clash or Compromise“ des *Center for Baltic Studies der Högskolan på Gotland*). Im Spätmittelalter, fährt Steane fort, seien schließlich die ersten *nation states* entstanden: Auf den britischen Inseln unter Edward I., dessen Kriege in Wales, Schottland und Frankreich gleichsam zu einer Art „Einigungskriege“ der englischen Nation werden, in Frankreich unter Philippe II. Auguste und den Valois

ebenfalls durch Kriege, in Böhmen unter Karl IV. Das Reich hingegen, so erfahren wir später (S. 159), habe wegen seines Wahlkönigtums und der dadurch gestärkten Position der Fürsten nie eine starke Königsmacht und damit auch keinen zentralisierten Staat, keine Hauptstadt und damit keinen *sense of national identity* ausgebildet, so dass es erst 1871 erreichte, was England schon im 13., Frankreich im 15. Jahrhundert gelang.

Die folgenden acht Kapitel behandeln die verschiedenen materiellen Manifestationen mittelalterlicher Herrschaft. Zuerst widmet sich Steane Pfalzen und Palästen, für deren Genese er vor allem die Ausstrahlung Byzanz' auf das junge Karolingerreich, dann den päpstlichen Lateranpalast und direkte Anknüpfungspunkte an die Antike etwa in der Trierer Basilika geltend macht. All diese Einflüsse vereinigen sich in der Aachener Pfalzanlage, die damit gleich ihrem Bauherrn Karl zur Keimzelle der weiteren europäischen Entwicklung wird. Steane verfolgt diese Entwicklung nicht nach typologischen Gesichtspunkten, sondern er überschneidet eine annähernd chronologisch geordnete Betrachtung mit einer regionalen. So betrachtet er zunächst Mayenne als Beispiel einer „Burg“ im zerfallenden Westfrankenreich und wendet sich für das 10. und 11. Jahrhundert den Pfalzen des ostfränkisch-deutschen Reisekönigtums anhand der Beispiele Tilleda, Magdeburg und Goslar zu – die Ausführungen zu Magdeburg leiden allerdings empfindlich darunter, dass der ottonische Kirchenbau nördlich des Domes noch immer als Palast Ottos I. angesprochen wird (dagegen Meckseper 1999; Ludowici 1999). Das 12. und 13. Jahrhundert stellt Steane dann an Hand der Königspaläste in England und Frankreich dar, die den Pfalzen im Reich in Funktion und Anlage weitgehend vergleichbar sind. Instruktiv sind seine Beobachtungen, wie sich die englisch-französische Konkurrenz auch in der königlichen Architektur niederschlug und Anlagen wie Vincennes oder Windsor hervorbrachte; sie lassen sich daher gleichsam als steinerner politischer Dialog lesen. Der allzu knappe Verweis auf den burgundischen Hof macht allerdings bewusst, dass diese produktive Konkurrenz nicht nur vor dem Hintergrund des Hundertjährigen Krieges verstanden werden darf, sondern die führende Rolle des französischen Hofes im Spätmittelalter auch andernorts in Europa Nachahmung und Konkurrenz provozierte. Erst viel später, im Zusammenhang der Krönung, kommt Steane dann auch auf den Luxemburger Hof in Prag zu sprechen, der ebenfalls unter starkem französischem Einfluss stand, doch zugleich Bezüge nach England aufwies (S. 159 ff.). Für das Spätmittelalter folgt schließlich ein Blick nach Ungarn mit typischen Palastresidenzen auf dem Visegrad und in Buda: Seit dem Hochmittelalter war die Personenzahl am Königshof etwa um eine Zehnerpotenz gewachsen, das Königtum konzentrierte seine Aufenthalte nun in Kernlandschaften wie dem Themsetal, der Umgebung von Paris oder eben in Buda. Bereits im 15. Jahrhundert kündigt sich an, wie diese Residenzen allmählich unter dem Einfluss der Renaissance zu frühneuzeitlichen Palastanlagen ausgebaut wurden.

Neben den Pfalzen des Königtums gilt Steanes Augenmerk geistlichen Residenzen, da die geistlichen Institutionen zugleich als weltliche Herren in das Feudalsystem eingebunden waren, als Gesandte oder gar Kanzler ihrer Könige fungierten und dem Kronrat angehörten, also eng mit der Ausübung weltlicher Herrschaft verbunden waren. Als Beispiele finden wir Abschnitte über die Marienburg als Zentrum des Deutschen Ordens, dann über ländliche und städtische Residenzen von Bischöfen und Erzbischöfen sowie über den Papstpalast in Avignon. Verglichen mit den Orten des Königtums springt für die geistlichen Residenzen der äußerst mangelhafte Forschungsstand ins Auge, denn nur gerade in England zählen sie seit längerem zu Forschungsobjekten der Mittelalterarchäologie. An Hand der wenigen bekannten Beispiele kann Steane zeigen, dass diese Häuser geistlicher Herrschaften mit Halle, Kapelle,

Galerien, Privaträumen und Wirtschaftstrakten sowie dem Fehlen jeder Befestigung über den gleichen Aufbau wie weltliche Pfalzen verfügten, denen sie auch in den Dimensionen ihrer Architektur und der Wirtschaftskraft ebenbürtig waren. Ein Vergleich mit (erz-)bischöflichen Residenzen auf dem Kontinent bestätigt diesen Befund im Wesentlichen. Die besondere Wehrhaftigkeit des erzbischöflichen Palastes in Narbonne und des Papstpalastes in Avignon schließt sich mit dem später behandelten Palast der Könige von Majorca in Perpignan oder mit Vincennes und dem Louvre zu einer Eigenheit französischer und spanischer Architektur zusammen, die durch lange Kriege mit fremden Mächten in den Kernlanden bedingt war. Auf weite Teile Europas hingegen, die von dauerhafter äußerer Bedrohung verschont blieben, lassen sich die englischen Befunde unbefestigter Residenzen übertragen, wie der Autor sie auch aus Trondheim vorstellt.

Im folgenden Kapitel geht Steane einzelnen architektonischen Elementen dieser *buildings of power* nach. Annähernd in der Funktionsfolge werden Tore, Hallen, Küchen, Wohnräume, Treppen und Kapellen behandelt. Angesichts des normalerweise fehlenden Wehrcharakters der Pfalzen und Residenzen erstaunt es kaum, wenn Steane den Toren vor allem symbolische Bedeutung als *statements of authority and influence* (S. 81) zuweist. Neben der Kontrolle der (friedlich) Ein- und Ausgehenden dienten sie vor allem der Markierung von Grenzen zwischen Räumen weltlicher und geistlicher Herrschaft, als architektonischer Rahmen eines Empfangszeremoniells, zuweilen als Gefängnisse und Gerichtsräume sowie zur öffentlichen Demonstration von Wohltätern.

Das Zentrum des mittelalterlichen Palastes bildet die große Halle. Wie den Palast als Ganzes leitet Steane auch sie aus der (spät)antiken Architektur, insbesondere der Trierer Palastbasilika, ab. Im Gegensatz zu den kontinentalen Repräsentationssälen, die im hohen Mittelalter stets im ersten Obergeschoss lagen, blieben die entsprechenden großen Hallen in England, allen voran Westminster, stets zu ebener Erde und mit einer zentralen Feuerstelle ausgestattet. Darüber hinaus bezeugen zahlreiche Texte, dass die englische Halle der gemeinsame Raum des herrschaftlichen Haushalts war: Hier fanden die gemeinsamen Mahlzeiten aller Angehörigen des Haushalts einschließlich der Armenspeisungen statt, so dass in der räumlichen Anordnung der Halle die Hierarchie täglich neu erfahrbar wurde. Steane verweist für diese englischen Hallen auf ältere, germanische Vorgänger, die im „Beowulf“ genannt und archäologisch aus Yeavering oder Cheddar bekannt sind. Doch auch in Skandinavien wurden inzwischen eine ganze Reihe jüngereisen- und wikingerzeitlicher Hallen ergraben, deren eminente Bedeutung im (nord) germanischen Sozialgefüge aus den Sagas hervorgeht (vgl. Herschend 1997). Daher wäre zu überlegen, ob nicht kontinentale Herrscher wie Karl der Große und seine Aachener Pfalz durch die einseitige Ableitung aus der Antike all zu sehr romanisiert und ihrer germanischen Ursprünge beraubt werden. Immerhin mussten antike Architekturvorbilder auch im Frankenreich auf eine Vorstellung von Herrschaft treffen, die dieser Hallen bedurfte. Mit anderen Worten: Die mentalen Wurzeln der großen Halle könnten auch auf dem Kontinent im germanischen Bereich zu suchen sein, während die antiken Säle zunächst einmal Vorbilder einer adäquat repräsentativen Umsetzung bereitstellten. Diesem romanischen Einfluss wird es dann zu verdanken sein, wenn in Kontinentaleuropa die zentrale Feuerstelle aus der eisenzeitlichen Halle eben nicht in die Hallen der Pfalzen übernommen wurde und diese Hallen dann ganz überwiegend repräsentativen Zwecken dienten.

Im Gegensatz zur Halle als Raum, in dem sich Herrschaft vollzog, scheinen die Privatgemächer gerade nicht zu einer „Archäologie der Herrschaft“ zu passen, indem sie eben privat waren – soweit dieser *terminus* im Mittelalter anwendbar ist. Steane zeigt denn auch anhand instruktiver Beispiele (Tower in London,

Clarendon), dass die Privatgemächer normalerweise im oberen Stock lagen und zumeist über geschützte Nebeneingänge und Verbindungsgänge verfügten. Teilweise mögen dafür Sicherheitsaspekte verantwortlich gewesen sein, doch deutlich wird das Bemühen, die Oberschicht vor unerwünschten Blicken und Belästigungen abzuschirmen. Leider baut Steane diesen Gedanken nicht aus, denn dieser durchaus moderne Aspekt von Herrschaft streicht den inszenatorischen Charakter öffentlicher Auftritte der Könige besonders deutlich heraus: Sie erfolgten eben keineswegs spontan, sondern konnten in Zeitpunkt und Ablauf sorgfältig vorbereitet werden. Wünsche der Herrscher keinen entsprechenden Auftritt, war es ihm möglich, sich unbeobachtet zu bewegen. Von hier ist es nur noch ein kleiner Schritt zur aktuellen Geschichtsforschung, die den inszenatorischen, auf Ritualen gegründeten Charakter mittelalterlicher Herrschaft herausstellt (vgl. Althoff 1997). Aber diese Inszenierungen spielten sich nicht im luftleeren Raum ab, sondern in eben jenem materiellen Rahmen, den Steane vorstellt. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen in Beziehung zu setzen, wäre nun ein drängendes Erfordernis mittelalterlicher Kulturgeschichtsschreibung.

Nach dem Königtum wendet sich Steane der Kirche als Herrschaftsfaktor zu – und zwar in doppelter Hinsicht. Zunächst widmet er sich geistlichen Insignien, allen voran der Tiara, dann Mitra, Stab, Ring und Pontifikalgewand; ebenso gehört die Sitzordnung des Klerus in der Kirche dazu, manifestiere sie doch die interne Hierarchie der Organisation. Dann zeigt der Autor an Hand der Position von Grabmälern, aber auch von Glasmalerei, den Kirchensitzen Adelige oder Prozessionsordnungen, wie in England der Kirchenraum im späten Mittelalter zur Bühne adeliger Selbstdarstellung wurde – eine typische *win-win*-Situation: Einerseits hoben hochrangige Gräber das soziale Prestige der Kirchen, andererseits stellten sich Adelige an Hand der Kirchenbauten vor ihren Untertanen als große Wohltäter dar; sie kamen damit ihren herrschaftlichen Verpflichtungen nach und demonstrierten zugleich, wer Herr im Lande war. Wenn Steane feststellt, am Ende des Mittelalters seien Grabmäler vielfach zum Mittelpunkt der Kirchen geworden und hätten die religiös-liturgische Ausrichtung völlig in den Hintergrund gedrängt, steht nach den Ursachen zu fragen: Wollte sich der Adel durch diese Besetzung des liturgischen Raums mit einer Sakralaura ausstatten, um seinen Herrschaftsanspruch zu stützen? Angesichts der weitreichenden Symbiose von geistlicher und weltlicher Herrschaft überzeugt es kaum, wenn Steane die Entstehung von Letztern und Schranken als Antwort der Kirche auf diese Invasion der Laien in den Chorraum interpretiert. Nicht zuletzt entstehen chronologische Probleme, da solche Schranken ja schon im spätantik-frühmittelalterlichen Kirchenbau den *chorus* abtrennten und Sichtschranken auf dem Kontinent bereits in der Romanik üblich waren, als noch kein weltlicher Herr den Klerikerchor okkupiert hatte. Vielmehr scheint diese wachsende Abschottung und Mystifizierung des Sakralbereichs auf einen allgemeinen Autoritätsverlust der Kirche zu reagieren, der am wenigsten von den Adligen ausging, die doch durch ihre Verbindung mit der Kirche zu den Nutznießern eines intakten sakralen Fundaments gehörten.

Wie stark die Kirche weltliche Herrschaft stützte, tritt sogleich im folgenden Kapitel hervor, in dem Steane die Krönungen der englischen, französischen, deutschen und böhmischen Herrscher untersucht. Sein Schwerpunkt liegt zunächst auf der Architektur der Krönungskirchen, allen voran Westminster und dem benachbarten Palast, dann Reims und Prag. Es folgt eine Beschreibung der Krönungszereemonien mit Prozession, Thronsetzung im Palast und Bad, Eid, Thronsetzung und Salbung in der Kirche, Investitur mit den Insignien und Bankett sowie eine Betrachtung der Insignien Krone, Szepter und des Schwertes. Letzteres ist freilich nur bedingt hier einzuordnen, denn obgleich das Schwert im Krönungsritual eine wichtige Rolle als Symbol der Gerechtigkeit und des Kampfes spielte, war es im Gegensatz zu

Krone und Szepter keineswegs auf den König beschränkt, zählte also nicht unter die königlichen Vorrechte, die Regalien. Nach einem kurzen Abriss über Schatzkammern kommt Steane auf Karl IV. zu sprechen, der ganz Prag einschließlich der Kathedrale einer völligen Neukonzeption unterzog, um so seine Idee eines Sakralkönigtums zu manifestieren.

Das folgende Kapitel befasst sich mit der Rechtsarchäologie. Das ist doppelt schlüssig, da der König zunächst als Ursprung und Garant des Rechts galt, sich im Lauf des Mittelalters die entstehenden Rechtsschulen aber emanzipierten und am Ende der König selber unter das Recht gezwungen war. Steane bleibt in diesem Kapitel ganz auf die englische Entwicklung konzentriert, bietet dafür aber eine höchst konzise und anschauliche Zusammenfassung der englischen Rechtsgeschichte von der angelsächsischen bis in die Tudor-Zeit. Unverkennbar tritt hier die insulare Sonderrolle hervor: Die Versammlungsplätze der englischen Frühzeit auf künstlichen Hügeln kontrastieren mit dem kontinentalen Kirchenportal, das lange Zeit der bevorzugte Ort der Rechtsfindung war (Deimling 1996). Im 13. Jahrhundert scheinen die englischen Gerichte dann von den Hügeln im Freien direkt in eigene Gebäude in den Städten umgezogen zu sein; mit ihnen wurden zuweilen gar die Richtplätze in die Städte verlagert, während der nordalpine Richtplatz sonst traditionell außerhalb der Ortschaften lag und nur am Mittelmeer im Stadtzentrum exekutiert wurde. Interessant auch der Hinweis, dass in England das Recht, Galgen zu errichten, derart weit verbreitet war, dass zwischen zwei Galgen nicht mehr als fünf Meilen lagen – inwieweit und wie oft sie alle genutzt wurden, ist in der Tat fraglich. Vermutlich dienten sie vor allem der Privilegien-demonstration. Im Spätmittelalter etablierten sich schließlich die Rechtsberufe, mit ihnen die *Inns of Court* und eine Standestracht. Aus kontinentaler Sicht, wo die Juristerei schon früh an den Universitäten betrieben wurde, mutet es geradezu anarchisch an, wie in England die ersten Rechtsschulen eher zufällig, vagabundierend und selbst „organisiert“ zu Stande kamen. Nur zustimmen kann man Steane, wenn er dieses Kapitel mit der Bemerkung beendet, die mittelalterlichen Denkmäler der Kirche seien weitaus besser untersucht als die des Rechts, und es sei eine Herausforderung des 21. Jahrhunderts, dies zu ändern.

Mit den Städten wendet sich Steane von der Herrschaft auf *top level* einer Herrschaft auf mittlerem Niveau zu. Er sieht die Städte als eine Art Mittelmächte, die sich vor allem durch ihre Mauern nicht nur physisch vom Land abgrenzten und eigene Rechtsbezirke definierten, sondern mit diesen Mauern König, Adel und hoher Geistlichkeit auch *potent symbols of power* entgegenseetzten, um ihre Unabhängigkeit zu betonen. Wie bei den Palästen widmet der Autor den Toren besondere Beachtung, da sie sich als Kommunikationspunkte mit der Umwelt in besonderer Weise zur Schaustellung des städtischen Selbstverständnisses etwa durch Wappen und Schutzheilige anboten. Vielfach scheinen sie über Jahrzehnte ohne Anbindung an die im Bau befindlichen Mauern bestanden zu haben und konterkarierten damit jeden Verteidigungswert. Innerhalb der städtischen Hierarchie untersucht Steane die Rathäuser als Prestigebauten der örtlichen Oberschicht; dies gilt allerdings vornehmlich für den Kontinent, denn in vielen englischen Städten investierte das Patriziat bis zur Reformation vor allem in repräsentative Pfarrkirchen.

Die letzten beiden Kapitel widmen sich dem Alltag der Herrschaft, allerdings unter zwei ganz unterschiedlichen Aspekten. Zunächst betrachtet Steane die Verwaltung, die er als Ausfluss beginnender „Staatlichkeit“ sieht: Sie habe die Verschriftlichung von langfristigen Vereinbarungen erfordert, um in zukünftigen Zweifelsfällen das Vereinbarte nachschlagen zu können. Dementsprechend behandelt Steane nicht nur Wachstafeln, Pergament und Kerbhölzer, sondern vor allem den Beginn des Archivwesens mit seinen besonderen Sicherheitsan-

forderungen gegen Feuer und Einbruch. Während zunächst königsnahe Klöster die Rolle der Archive übernahmen, folgte im späten Mittelalter auf die Ernüchterung, dass auch in diesen Klöstern die Urkunden nicht vor Fälschungen sicher waren, der Aufbau eigener königlicher Archive (z. B. im Tower von London). Nicht ohne Schmunzeln verfolgt der Leser den Jahrhunderte langen Kampf der mittelalterlichen Kanzleien, ihre eigenen Ablagen effizient und zugleich Platz sparend zu organisieren.

Abschließend wendet sich Steane dem Lebensstil der Aristokratie zu und betrachtet „Tischsitten“, „Kleidung“, „Transport“ und „Freizeit“ in ihren materiellen Hinterlassenschaften. Für erstere stehen bronzene Aquamanilen, Grapen und Hanseschalen – bedauerlicher Weise vermisst man hier die Arbeiten Müllers (z. B. 1998) – sowie qualitativolle Importkeramik und Gläser, die in Design und Inschriften die höfischen Ideale ihrer Benutzer spiegeln. Ebenso setzte sich die Oberschicht in der Kleidung durch teure, meist importierte Materialien (Seide, Pelze) ab; hinzu kommt der Luxus, die Stoffbahnen nicht möglichst ökonomisch zu nutzen, sondern zu Gunsten modischer Schnitte große Materialmengen als Verschnitt zu vergeuden. Anders als die Tischsitten, die als strikte Sozialbarrieren fungierten, diente Kleidung jedoch auch dazu, einem adeligen Haushalt eine *corporate identity* zu verschaffen, indem der Herr seine Diener entsprechend einkleidete. In der Frage des Transports beschränkt sich Steane auf das Pferd, genauer auf Kriegs- und Reitpferde als außerordentlich teure und prestigeträchtige Investitionen, die oft importiert und mit aufwändigem Geschirr versehen wurden; selbstredend, dass unter solchen Umständen Gestüte und sogar Ställe zu Prestigebauten werden konnten. Für den Bereich „Freizeit“ stehen schließlich Spielsteine, die in einer männlich dominierten Welt dazu dienten, die kurzen Lücken zwischen Kämpfen und Kriegen zu füllen, und Jagd, die seit dem 13. Jahrhundert – nun auch unter Einschluss der Frauen – begann, den Kampf in den immer längeren Friedenszeiten als Freizeitbeschäftigung abzulösen. Zusätzlich sei darauf hingewiesen, dass allein schon „Freizeit“, also Zeit, die man nicht mit dem Erwerb des Lebensunterhalts zubrachte, ein Luxus war, den sich nur die Oberschicht leisten konnte.

Was verbindet die vorgeführten Aspekte nun zu einer Archäologie der mittelalterlichen Herrschaft? Leider hat Steane darauf verzichtet, das ausgebreitete Material zusammenzufassen, ein Gesamtbild mittelalterlicher Herrschaft, ihrer Praxis, ihrer Präsenz im Alltag zu entwerfen. Doch lässt man sein Buch Revue passieren, wird schnell deutlich, dass es im Wesentlichen einem semiotischen Ansatz verpflichtet ist: Paläste, Tore, Siegel und Insignien sind Zeichen, die die Herrscher während ihrer Abwesenheit vertraten, einer Abwesenheit, die im mittelalterlichen Reisekönigtum den Normalfall darstellte. So schufen die materiellen Denkmale eine Art Omnipräsenz der Herrschaft ohne die persönliche Anwesenheit des Herrschenden. Daher auch steht die Architektur im Vordergrund der Untersuchungen Steanes: „Such buildings, associated with the charisma of the emperors, represented the persona of the monarch when he was absent, a continual reminder of imperial power“ (S. 22 zu Aachen) oder: „clearly the bishops needed to stamp their personality on the landscape if they were to exploit the economic potential of their estate to the full“ (S. 57 zum Besitz der Bischöfe von Winchester um Whitney). Leider erweitert der Autor diesen Ansatz nicht im Sinn der *landscape studies* und zeigt an Fallbeispielen, wie ganze Landschaften durch Burgen, Kirchen etc. geprägt und dadurch in ihnen Herrschaft konstruiert wurde. Auch ist es Steane mit diesen monumentalen Zeugnissen vor allem um die Herrschaft im Großen zu tun, denn im Hinblick auf die Binnenhierarchie der Herrschenden wären Kleinfunde wesentlich stärker zu befragen gewesen, als dies im letzten Kapitel über den adeligen Lebensstil geschieht. Zu denken wäre etwa – da Steane den Bezug zur Antike herausstreicht

– an die Verfügung über Antiken (vgl. Greenhalgh 1989) oder an den botanisch nachweisbaren Import exklusiver Lebensmittel für die herrschaftliche Tafel.

Trotz der europäischen Dimension ist ein englischer, genauer ein südenenglischer Fokus Steanes unverkennbar, der auch im Literaturverzeichnis durchscheint, wo unter 402 Titeln nur 18 nicht-englischsprachige erscheinen (zwölfmal französisch, fünfmal deutsch, einmal niederländisch). Den kontinentalen Leser mögen daher Zweifel beschleichen, inwieweit das ausgebreitete Material von europäischer Relevanz ist. Doch Steane entwickelt nicht das Panorama einer insularen Sonderkultur am Rand Europas, sondern sucht aus der insularen Perspektive, aus der nun stets der Kontinent ein wenig anders und seltsam ist, nach den Gemeinsamkeiten – und so formt er sein Material zu griffigen Exempeln, wie sich im gesamteuropäischen Mittelalter Herrschaft manifestierte. Allerdings entnimmt der Autor die kontinentale Forschung vor allem Zusammenfassungen oder Übersetzungen. Das ist wegen der allgemein hohen Qualität der herangezogenen Literatur eigentlich unbedenklich, verhindert aber leider, dass die aktuelle Forschung rezipiert würde. Neben der bereits genannten Interpretation Magdeburgs wäre etwa die Kontroverse um die Datierung der Reichskrone anzuführen, für die sich Steane noch immer auf Twining (1960) stützt (dazu Schulze-Dörrlamm 1991; Fillitz 1993; Wolf 1995; Schaller 1997). Ebenso bleibt die Auswahl der kontinentalen Beispiele allzu knapp, um einen Überblick zu gewinnen; noch mehr gilt dies für die skandinavische Forschung, so dass aus Sicht des nordeuropäischen und kontinentalen Lesers mancherlei weitere Ergänzungen anzumerken wären. Nicht zu verschweigen sind leider auch einige Flüchtigkeiten, die sich gerade bei kontinentalen Themen finden. Teils sind sie sprachlich bedingt und leicht zu beheben (z. B. S. 29: „Bamburg“ statt „Bamberg“), teils können sie aber Verständnisprobleme aufwerfen (z. B. S. 26 mehrfach: „Ottoman“ statt „Ottonian“). Hier zeigt sich, dass auch dieser Verlag (Tempus) – wie heute leider üblich – bei ansonsten guter handwerklicher Arbeit ausgerechnet am Lektorat spart.

Doch bei mancher notwendigen Ergänzung im Detail: Wer ein derart weit gespanntes Vorhaben in Angriff nimmt, wie Steane es mit *The Archaeology of Power* tut, wer versucht, auf weniger als dreihundert Seiten einen lesbaren Überblick zu bieten, muss sich auf griffige Beispiele konzentrieren, muss eine gemeinsame Linie in der Vielfalt des Materials suchen, die zahlreichen, oft disparaten Fäden bündeln. Und hier liegt das große Verdienst Steanes: Er öffnet dem Leser die Augen, wie vielschichtig sich mittelalterliche Herrschaft auch in der materiellen Kultur darstellte und vollzog. So wird gerade aus kontinentaler Sicht der englische Hintergrund Steanes zu seinem großen Kapital. Nicht nur verfügen die Britischen Inseln über einen ungewöhnlich reichen Bestand mittelalterlicher Quellen, sondern sie können zugleich auf eine lange Tradition der Mittelalterarchäologie zurückblicken, die sich stets als historische Disziplin verstanden hat und daher die Fülle der Überlieferung in ihrer Gesamtheit zu erfassen sucht. Und nonchalant trägt der Autor diese englische (und skandinavische) Vorstellung von Archäologie an das kontinentale Material heran, nicht zuletzt an die Denkmale des Reiches, wo sich der gleiche Quellenbestand wenigstens auf die Disziplinen der Archäologie, Geschichte und Kunstgeschichte verteilt, ganz zu schweigen von Sprachistik, Bauforschung, Historischer Geographie u. a. Diese Aufspaltung der „Zuständigkeiten“ hat zweifellos ihre Vorteile, wenn es um die detailreiche Erschließung von Material geht, das spezialisierte Techniken erfordert. Doch Zusammenschauen zu einer Epoche oder Fragestellung fördert dieser disziplinäre Fraktionismus gewiss nicht, zumal wenn – wie leider noch oft – die Grenze zwischen Disziplinen als eifersüchtig gehütete Demarkationslinie anstatt als Marktplatz der Ideen verstanden wird. Da ist es ermutigend, wie sich Steane unbekümmert um

Disziplinengrenzen, die ja erst die moderne Hochschullandschaft der Geschichte eingebrannt hat, an der Frage orientiert und dann das geeignete Material (z. B. profane und religiöse Architektur, Wappen, Siegel, Kronjuwelen, Tischgeschirr) aus den verschiedensten Bereichen (alias Disziplinen) rekrutiert. So gelingt es Steane, ein facettenreiches Kaleidoskop mittelalterlicher Herrschaft von der prunkvollen Krönung des neuen Monarchen bis zum Alltag der niederen Gerichtsbarkeit und der städtischen Ratsbeschlüsse zu entwickeln. Archäologie ist hier im besten Sinn Geschichtsschreibung anhand der Sachkultur.

Und noch in einer weiteren Hinsicht beschreitet Steane für die hiesige Archäologie ungewohnte Wege: Im Vorwort erläutert er seinen Bezug zum Thema über seine Tätigkeit als Schuldirektor, die ihm klar gemacht habe, wie Herrschaft von ihrer Inszenierung abhängt, die durchaus überzeitlichen Regeln gehorcht und ganz wesentlich eines materiellen, vor allem architektonischen Rahmens bedürfe. Und auch im weiteren Verlauf des Buches sucht Steane die langen Traditionsstränge: Allenthalben streicht er nicht nur das Fortleben der Antike im Mittelalter heraus, sondern auch Traditionen, die aus dem Mittelalter bis in die Moderne reichen. So betont er beispielsweise beim Goslarer Kaiserstuhl, dass dieser nicht nur den Thronsetzungen der Salier und Staufer diene, sondern noch Wilhelm II. auf ihm sitzend 1871 den Reichstag eröffnete (S. 37). Von den Torbauten mittelalterlicher Klöster und *colleges*, auf denen die Figuren oder Wappen der Wohltäter angebracht waren, schlägt er den Bogen zu den prominenten Werbeflächen, auf denen moderne Bildungsinstitutionen ihre Sponsoren verkünden (S. 81). Und vom Atrium der Aachener Pfalzkapelle, wo der Kaiser von einer Tribüne aus zu einigen Tausend Personen sprechen konnte, spannt er über das Atrium von Alt-St. Peter in Rom den Bogen zum Papstpalast in Avignon auf, wo sich der Papst gleichfalls von einer erhöhten Galerie aus an einen ganzen Hof voller Pilger wenden konnte. Beide – nun folgt der Sprung in die Moderne – nähmen das *public address system* Hitlers auf dem Nürnberger Parteitagsgelände vorweg: „The pope and the dictator appear in raised places to brainwash their followers“ (S. 24). Solcherlei Sprünge sind in ihrer Kürze, die das Individuelle jeder historischen Situation negiert, sicherlich problematisch und angreifbar, aber sie schärfen durch ihren pointierten Anachronismus den Blick für das Verbindende in der Geschichte, sie verorten Geschichte in der Gegenwart. Gerade in der provokanten Verkürzung überwinden sie die endlose Reihe historischer Daten und begreifen Geschichte als Wissenschaft vom Menschen. John Steane ist daher mit *The Archaeology of Power* ein wichtiger und erfrischender Beitrag zur Kulturgeschichte gelungen, der Diskussion und Weiterentwicklung verdient.

München

Thomas Meier

G. Althoff, Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Frieden und Fehde (Darmstadt 1997).

B. Deimling, Das mittelalterliche Kirchenportal in seiner rechtsgeschichtlichen Bedeutung. In: R. Toman (Hrsg.), Die Kunst der Romanik. Architektur Skulptur Malerei (Köln 1996) 324–327.

H. Fillitz, Bemerkungen zur Datierung und Lokalisierung der Reichskrone. Zeitschr. Kunstgesch. 56, 1993, 313–334.

M. Greenhalgh, The survival of Roman antiquities in the middle ages (London 1989).

F. Herschend, Livet i hallen. Tre fallstudier i yngre järnålderns aristokrati. Opia 14 (Uppsala 1997).

B. Ludowici, Archäologische Quellen zur Pfalz Ottos I. in Magdeburg: Erste Ergebnisse der Auswertung der Grabungen 1959 bis 1968 auf dem Magdeburger Domplatz. In: B. Schneidmüller/St. Weinfurter (Hrsg.), Ottonische Neuanfänge (Mainz 2001) 71–84.

U. Müller, Gravierte Bronzeschalen im nördlichen Ostmitteleuropa. In: Chr. Lübke (Hrsg.), Struktur und Wandel im Früh- und Hochmittelalter. Eine Bestandsaufnahme aktueller Forschungen zur Germania Slavica. Forsch. Gesch. u. Kultur östl. Mitteleuropa 5 (Stuttgart 1998) 313–332.

C. Meckseper, Zur Interpretation des 1959 bis 1968 auf dem Magdeburger Domplatz ergrabenen Bauwerks („Pfalz“). In: B. Schneidmüller/St. Weinfurter (Hrsg.), Ottonische Neuanfänge (Mainz 2001) 59–69.

H. M. Schaller, Die Wiener Reichskrone, entstanden unter Konrad III. In: Die Reichskleinodien. Herrschaftszeichen

des Heiligen Römischen Reiches. Schr. staufische Gesch. u. Kunst 16 (Göppingen 1997) 58–105.

M. Schulze-Dörrlamm, Die Kaiserkrone Konrads II. (1024–1039). Eine archäologische Untersuchung zu Alter und Herkunft der Reichskrone. Monogr. RGZM 23 (Sigmaringen 1991).

F. Lord Twining, The Crown Jewels of Europe (London 1960).

A. Wieczorek/H.-M. Hinz (Hrsg.), Europas Mitte um 1000 (Stuttgart 2000).

G. G. Wolf, Die Wiener Reichskrone. Schr. Kunsthist. Mus. 1 (Wien 1995).